

Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Schluss]

Autor(en): **Heer, Jak. Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 19

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671782>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 1. Juli 1934

Heft 19

Mattengrün.

Mattengrün, so weit der Spähblick reicht,
Gott, wie wird der Sinn mir frei und leicht!
Droben, wo die Felsendohle schwebt,
Wo des Ew'gen Stimme machtvoll bebt!

Ist mir doch, das All sei aufgetan!
Gottesodem hauch' mich stärkend an!
Hochlandschweigen saug' mein Denken ein!
Tiefengram verwandle sich zu Stein!

All mein Drang verkehrt in Frieden sich,
Selig mit den Wolken treibt mein Ich,
Kummerlos entschwebt die Sommerzeit . . .
Mattengrün! Wie wird das Herz mir weit!

Jacob Geß.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.
(Schluß.)

Nachdruck verboten!

Der Schriftsteller.

Als erste Frühlingsblumen auf Friedlis Grab blühten, überfiel die Lehrerprüfung Jakob Sturm wie ein Dieb in der Nacht. Zwei Tage lang saß er den trockenen Gesichtern der gelehrten Examinatoren gegenüber. Sein Examen fiel aus, wie man es von einem jungen Manne erwarten durfte, der seine Zeit über Strophen verträumt, im Wald und auf dem See verstreift hatte. Mittelmäßige Köpfe übertrafen ihn, manche Lehrer, die doch eine stille Hoffnung auf seine natürliche Begabung gesetzt hatten, waren enttäuscht, und er selber von sich auch. Doch war er wenigstens über die Klippe des Durchfalls gegangen.

Zum Abschied vom Seminar in Ruosen erschien der Vater Christoph Sturm. Die blauen Augen blickten zufrieden, daß der Sohn, dessen

Jugendgang ihm so viel Kummer bereitet hatte, wenigstens ein Ziel erreicht hat.

„Und, Vater, darf ich jetzt an die Universität gehen, darf ich Student werden?“ fragte Jakob Sturm hoffnungsvoll.

„Nun, darüber möchte ich noch gern deine Lehrer hören“, erwiderte der Vater, „ich begleite dich, wenn du ihnen Dank und Lebewohl sagen gehst.“

Truminger, der Mathematiker und Eisbär, riet herzlich zu: „Ich habe stets eine stille Freude an ihm gehabt,“ und strich sich vergnüglich den grauen Bart. Doktor Adolf Calmberg, der feinsinnige Lehrer, sprach mit Vater und Sohn schön und herzlich über die literarische Laufbahn, die der junge Mann einschlagen sollte. „Ist dabei aber auch ein Brot?“ fragte Christoph Sturm, der gegen die Dichterei und Schriftstel-

lerei ein tiefes Mißtrauen nährte, wie jeder-
mann im Volk. Und von der warmen Rede
Calmbergs überzeugt, versetzte er: „So wird
es in Gottes Namen sein müssen, daß du an
die Universität gehst und dann als Gelehrter
deinen Weg suchst. Nun aber zu Doktor Weh-
mann!“ Davon wollte der Sohn, der vielen Ver-
weise gedenkend, die ihm der Direktor erteilt
hatte, nichts wissen. Der Vater bestand auf
dem Besuch: „Es ist deine Pflicht!“

Der Direktor im roten Bart und in der Brille
empfing Jakob Sturm frostig, seine Rede war
knapp und klar: „Sturm, Sie haben im Se-
minar viel Mlotria getrieben, die Lehrer durch
Ihre Gleichgültigkeit geärgert und gekränkt, Sie
gehen jetzt ins Leben, bessern Sie sich und berei-
ten Sie der Anstalt, aus der so viele tüchtige
Männer unseres Volkes hervorgegangen sind,
keine Schande!“

Der Bögling hörte nur die Worte: „Ins
Leben!“

An einem weichen Frühlingsabend, der die
Knospen schwellte, sagte Jakob Sturm dem lieb-
lichen Dorf Knosfen, in dem er trotz mancher klei-
ner Anfechtungen glückliche Jünglingsjahre zu-
gebracht hatte, Lebewohl. Er trug kein zu schwe-
res Gepäck aus dem Seminar, vielleicht doch
mehr, als irgend jemand vermutete, als bestes
den Segen einer heiligen Jugendliebe und, von
Doktor Calmberg angeregt, einen frommen
Glauben an sich selbst.

Der Dampfer fürchte die Flut. Schweigend
und in sich selber kämpfend stand der Vater auf
dem Berdeck, das bitterböse Wort des Seminar-
direktors wühlte in ihm; der Sohn aber, der
ihm kein besonderes Gewicht beilegte, atmete frei
und leicht, ihm war, seine Hände könnten nur
zugreifen und was die Welt an Gütern besitze,
sei sein.

Im Sonnenuntergang leuchtete die Stadt,
am leis ergrünenden Berghang über ihren Gie-
beln und Türmen erhoben sich die Zinnen der
Alma mater in rötlichem Duft. Das war das
Glück, die Verheißung, das gelobte Land! Die
Augen Jakob Sturms hingen erwartungsvoll
an den Lippen des Vaters. Christoph Sturm
aber sprach das große erlösende Wort nicht. End-
lich sagte er traurig: „Nun wollte ich selber, wir
wären nicht mehr zum Direktor gegangen. Ich
habe nach seinem Wort und deinen bisherigen
Schulergewissen doch den Mut nicht, dich an die
Universität treten zu lassen, dagegen spricht auch

die Sorge um die Kinderschar, welche nach dir
drängt.“

An den Zinnen der Universität erblaßten und
erloschen die Lichter, ein Frühlingstraum zer-
rann in der Nacht. Daran war Doktor Weh-
mann — in letzter Linie Jakob Sturm selber
— schuld.

Er wurde Schullehrer.

Umsonst bemühte sich Doktor Calmberg, daß
man seinem Liebling in der Stadt eine Stelle
gebe, neben der er die Universität besuchen könne.
Weil der junge Mann kein einwandfreier Se-
minarist gewesen war, wurde er in das Vieh-
händlerdörfchen Obertannen weit hinten an den
Bergen versetzt. Traurig ließ er den Kopf hän-
gen, und als er zum Abschied das frühe Grab
von Nebelfingen besuchte, flüsterte er: „Friedli,
du hast recht, daß du gestorben bist. Wenn du
noch lebstest, möchtest du jetzt wohl nicht mit mir
gehen.“ Da war ihm aber, er sehe das jugend-
prächtige Kind, es wandle, es lächle ernst: „Du
weißt, daß ich nie an dir verzagte!“

In seinem Weiler hoch am Berghang ergriff
Jakob Sturm den Lehrerberuf, den er nicht ge-
sucht hatte, doch mit Frische und Freudigkeit,
die lachenden Augen gesunder Bauernkinder
hingen herzlich an dem jungen, schwungvollen
Lehrer, aber die Befürchtungen des Vaters er-
füllten sich auch. Dem Schulmeister von Ober-
tannen ging es nach dem Leibwort jenes Wet-
ters Stöffli, der zu sagen pflegte: „Wenn ich
Hutmacher geworden wäre, so kämen die Leute
ohne Köpfe auf die Welt.“ Weil der unmusika-
lische Lehrer einer Gesellschaft singlustiger Leute
nicht als Leiter vorstehen konnte und er unter
den Dörfnern durch mancherlei Sonderheiten auf-
fiel, gelang es ihm trotz der Anhänglichkeit der
Kinder nie, die volle Anerkennung der stolzen
Viehhändlerfamilien zu gewinnen. Sie demütig-
ten ihn so viel als möglich. Statt der Dichter-
feder drückte ihm das Leben den Besen in die
Hand, damit er die Schultube reinige; zu seinen
Pflichten gehörte das Heizen des Schulofens,
der in einem häßlichen Kellerloch bedient wer-
den mußte, und wenn er nach einem Vierteljahr
zum Schulverwalter den schmalen Lohn erheben
ging, ließ der hochmütige Bauer ihn stunden-,
oft auch wochenlang warten, bis er die paar Sil-
berlinge aus einer Schweinsblase kniff und sie
dem heimlich Bornigen wie einem Bettler das
Weggeschenk reichte. Die Schulvorsteherschaft
gab einem jungen Menschen den Auftrag, daß
er die zwei Pärchen weißer Tauben, die der Leh-

rer vom Giebel des Schulhauses fliegen ließ, erschiefe. Wozu braucht ein Lehrer Tauben zu halten? Das tat weh. Und ein langsames Sichverständigen zwischen dem Dorf und dem Lehrer war unmöglich, weil unter den Bewohnern selbst der Haß der Sippen schlich, weil die einen ihm um so feindlicher begegneten, wenn er sich zu den anderen freundlich stellte. Das Dörfchen hatte sich an einen häufigen Lehrerwechsel gewöhnt, und als nun Jakob Sturm einige Jahre in Obertannen blieb, ohne daß ihn eine größere Gemeinde an ihre Schule berief, da sprachen die Viehhändler: „Der junge Schulmeister ist an einem anderen Ort nicht zu brauchen. Der kann von Glück sagen, daß er unter uns in Obertannen ist.“

Halbvergessen von denen, die große Hoffnungen auf ihn gesetzt hatten, nur von wenigen Familien seiner Gemeinde herzlich geachtet und geliebt, lebte Jakob Sturm mit seiner brausenden Seele wie ein Verschollener in Armut und Niedrigkeit und erfuhr es wenigstens bildlich, wie der Mensch sein Brot unter Tränen iszt.

Aus Langweile wurde er Autodidakt, füllte er seinen Schulsack ansehnlich nach, und weil er jung war, blühte über dem Mädchengrab von Nebelfingen eine neue Liebe auf, er erlebte einen schmerzlichen Herzensroman, gegen den die Liebe zu Friedli nur Frühlingsvorspiel gewesen war, fand an der Seite eines im Lebenskampf frühgereiften Mädchens aus einem benachbarten Dorf ein liebevolles Weib, welches das kärgliche Schullehrerbrot tapfer mit ihm teilte, und ein stillbescheidenes häusliches Glück. Allein den inneren Frieden nicht!

„Was brütest du nur?“ fragte die junge fröhliche Frau, die das Haus mit silbernem Liede erfüllte, und faßte die Unruhe nicht, die den Mann mitten in der Nacht empor und über den Schreibtisch trieb, auf dem er Bogen vollschrieb, die er im Tagesgrauen wieder vernichtete. Dem Räte des Doktor Adolf Calmberg folgend, der ihm stets noch dann und wann freundlich ermunternde Briefe schrieb, schliff der Lehrer Skizzen. Eines Tages aber blieben die Briefe seines väterlichen Freundes aus, von einem kurzen späten Eheglück hinweg war der edle deutsche Dichter gestorben, und als Jakob Sturm in seiner Einsamkeit den Tod erfuhr, da wölbte sich über dem Lehrer in der fernen rheinischen Heimat schon das Grab.

Hat sich vielleicht Doktor Calmberg, der Unvergeßliche, doch in mir geirrt? Schwere Zwei-

fel gingen durch die Brust Jakob Sturms, denn, wie er stets den Versuch wiederholte, seine Skizzen bei größeren Blättern anzubringen, kamen sie auch stets mit dem Vermerk „Unverwendbar“ zurück, und über das Gesicht der Botenfrau, die sie ihm wieder einhändigte, ging je länger, desto häufiger ein spöttisches Lächeln. Das Drama „Charlotte Corday“ hatte er aufgegeben, aber zuweilen quälte ihn die Erinnerung an den Romanplan aus dem Wallis vom Pont neuf, eine Stimme in ihm schrie: „Das wäre Erlösung!“ Umsonst rechnete er aber an seiner kleinen Lehrerbefoldung herum, sie gestattete die Ausgabe für einen Ferien- und Studienaufenthalt im wallisischen Hochgebirge nicht. Die Eisenbahnen und Dampfboote des Landes waren nicht für das Dorfschulmeisterlein gebaut, wie ein Lebendigbegrabener verbrachte er die Zeit am Tor der Berge, und es schien, als müsse er aus Trauer über sein verfehltes Leben den gleichen Weg gehen wie sein armer Bruder Heinrich, der Friedensjüngling, der an der Schwelle der Mannesjahre den Hammer und die Feile des Mechanikers niedergelegt hatte und sanft in jenes Land hinübergeschlummert war, in dem alle Wünsche schweigen. Jakob Sturm wankte, von schleichender Krankheit ergriffen, ins Innerste erschüttert.

„Ihr habt die Prüfung mit den Kindern noch ordentlich abgelegt,“ lächelten die Viehhändler, „es wird aber die letzte gewesen sein,“ und durch das Dörfchen Obertannen flüsterte man: „Jetzt werden wir bald einen neuen Lehrer erhalten.“

Das Schicksal eines jungen Menschen, der Dichter werden wollte, aber den Weg nicht fand!

In den treuen Augen des jungen Weibes standen die Tränen.

Da wußte das Mutterherz wieder Rat. Frau Elisabeth steckte die Sorge um den siechenden Sohn hinter den Onkel Johannes, den Fabrikdirektor. Er rief seinen ehemaligen Ziehbruder zu einem längeren Aufenthalt an die blaue Adria und bereitete ihm sonnige Tage. Noch einmal schwelgte in Jakob Sturm der Lebensdurst. In der höchsten Not griff er zur Feder. Und siehe da! Im Schatten eines Lorbeerhains tat sie ihren Dienst, sie sprengte den unheimlichen Bann, der seine Seele umdüstert hatte, sie gab ihm die Gesundheit, sie schenkte der Lehrersfamilie das erste literarische Honorar, reichlich die halbe Jahresbefoldung eines Lehrers von Obertannen, sie wurde ihm Wanderstab vom Weiler, auf dem er sieben Jahre wie ein ver-

lorenser Posten gekämpft hatte, in die Stadt, und aus der Schule in eine angesehenere Redaktionsstube. Das war eine Zeit wie Frühling, ein Gefühl, wie wenn ihn unsichtbare Hände hoben.

Als feuilletonistischer Wandersmann durchstreifte er das alte Land Wallis, dessen Wasserleitungen schon den Seminaristen dichterisch angeregt hatten. Das prächtige Bergkind, die Bini, mit der er am Pont neuf geplaudert, fand er zwar nicht wieder, aber in deutschen Tälern die zauberischen Sagen des Volkes, er brach mit ihm das steinharte Brot, den viele Jahre alten Käse, sah es in der Eigenart seiner ursprünglichen Sitten, und war klopfenden Herzens Zeuge, wie ein junger Mann an einem langen Seil auf eine jener von den Sagen und Gebräuchen des Landes geheiligten kühnen Leitungen niederschwebte, die Dörfler betend im Tal knieten und der Pfarrer die Sakramente zu den Bergen hob. Hätte nun der Feuilletonist den Roman aus dem Bergland schreiben wollen, so hätte er freilich wertvollere Anschauungsbilder als der blutjunge Seminarist und auch genug von jenen eigenen Herzenserlebnissen besessen, welche die dichterischen Kräfte freimachen. Das journalistische Treiben ließ indessen keine Sammlung zu, in kleinen Tageserfolgen und Tagesniederlagen verging die Zeit.

Da kam aber eine wunderliche Stunde über Jakob Sturm.

Er wurde zu einem Vortrag über Land und Volk im Wallis nach Frankfurt berufen. Auf der Hinreise besuchte er an der malerischen Bergstraße, wo der Blick weit über die sonnigen, gesegneten Rheinlande schwebt, das Grab seines lieben Lehrers Doktor Adolf Calmberg, der ihm so hohe Weisestunden der Literatur bereitet hatte. In Wehmut dachte er daran, daß der deutsche Dichter es nicht erlebt hatte, wie der Zögling, auf den er so reiche Hoffnungen gesetzt hatte, wenigstens ein bekannter Tageschriftsteller der Heimat geworden sei. Und Jakob Sturm überdachte bekümmert, wie tief er doch hinter den höchsten Erwartungen der Jugend, dem großen dichterischen Willen der Jünglingsjahre zurückgeblieben sei, wie er nie das Gold eines echten Literaturwerkes, sondern nur die Scheidemünzen des Tages für den Tag geprägt habe. In dieser Stimmung fuhr er an herrlich durchsonntem Spätherbsttag, der den Strom überglänzte, den Rhein hinunter. Weicher Landschaftsgenuß, Nachhall seines Vortrages in

Frankfurt und stiller Selbstvorwurf, daß er die Ziele seiner Jugend nicht erreicht hatte, bebten seltsam vermengt durch seine Seele. Da sah er plötzlich die ihm von früheren Fahrten wohlvertrauten Burgen und Städte des Rheinlandes nicht mehr, sondern ein von Firnen überleuchtetes Bergtal, an einer schrecklichen Felswand eine Leitung heiliger Wasser, den jungen Knecht, der zu einem Werk auf Leben und Sterben in die Felsen stieg, und im Tal schwankte Bini, das schöne Bergkind vom Pont neuf, in Todesbangigkeit um den Geliebten. Bild drängte sich auf Bild, der Roman, der lange in der Brust Jakob Sturms geschlummert hatte, war im Werden. Und er dachte an Friedli, die Jugendfreundin, ihm war, sie flüsterte ihm ermunternd zu: „Ja, schreibe die Geschichte einer jungen, unschuldigen, bis in den Tod starken Liebe, willst du ihre Zauber ausschildern, denke bloß an mich!“

Jakob Sturm warf sich, in jähem Gestaltungsdrang die Reise abbrechend, auf die Eisenbahn und fuhr unaufhaltsam in die Heimat. In wunderbar erhöhtem Lebensgefühl, in einer Spannung, als könnte er nicht krank werden und nicht sterben, bis das Werk vollendet sei, schrieb er den Walliser Hochgebirgsroman: „An heiligen Wassern.“ Die Gestalten der Erzählung lebten um ihn, die Feder lief, als hätte sie Jahre einzuholen, Tag und Nacht. Die Erzählung erschien zuerst in einem angesehenen Schweizer Blatt, sie erregte die Gemüter zwiespältig, Erfolg und Ablehnung stritten sich, der Urheber erlebte wegen der vielen Zeitungen, die zurückgesandt wurden, sogar recht schwüle Tage. Als das Werk aber in einem vornehmen deutschen Verlag zur Ausgabe gelangen konnte, da war das volle Glück mit dem Buch. Die herzliche Anerkennung edler Männer und Frauen fiel der Dichtung zu, auch die Heimat begann Beifall zu spenden, und der Name Jakob Sturm fing als derjenige eines warmherzigen Volkschriftstellers zu klingen an.

Tiefes, sonniges Herzensglück, das eine Menge Leiden tilgte, erfüllte ihn. Ihm war aber, er dürfe sich den Titel eines Schriftstellers erst dann mit vollem Rechte zulegen, wenn sein Werk die Billigung derer empfangen habe, denen der befangene Joggeli, der verachtete Gymnasiast, der schwärmerische Seminarist durch seinen dichterischen Drang die Jugend lang so viel Schmerzen und Enttäuschungen bereitet hatte. Wenn den Eltern sein Buch gefalle. Denn wie

viele es an Joggeli oder Jakob Sturm nicht erlebt hatten, daß aus dem gärenden Moste Wein wurde, den Eltern war es durch Gottes Güte beschieden.

Dafür neigt Jakob Sturm sein Haupt dankend dem Geschick.

Als er ihnen seinen Erstling überbrachte, da wohnten sie nicht mehr in dem alten Hause an der Krug, sondern in einem schönen, durch eigener Hände Fleiß erworbenen Häuschen, und der ehemalige Monteur, Mechaniker und Werkstättenchef Christoph Sturm hatte sich bereits in

die ihren warmen Strahl behalten haben, ruhten darauf und schauten sonnig verträumt wie in entlegene Zeiten. Die Wangen der zartkräftigen Frau, deren dunkle Haare nicht gebleicht sind, obwohl sie so viel Kinder erzogen und so Schweres erlebt hat, röteten sich lieblich, die Hände wie zum Gebete haltend, sagte sie: „Ich wußte es ja schon als junge glückliche Mutter, daß mein Joggeli einmal etwas Rechtes würde.“ Tief in sich versunken ging sie noch einmal den Schmerzensweg ihres mütterlichen Herzens. „Solange mich Gott gesund erhält, will ich noch



Beim Lämmerhüten.

einen durch ein Gemeindeamt und mancherlei gemeinnütziges Wirken wohlausgefüllten Ruhestand zurückgezogen. Der ergraute Volksmann, der sich seine hohe Rüstigkeit und sein adlerscharfes Auge für alle Vorgänge des Lebens bewahrt, hatte wohl bemerkt, wie sich sein Ältester, der unbrauchbare „Erzenter“ von ehemals, in aufsteigender Linie entwickelte, und konnte seine stille Freude darüber nicht ganz verbergen. Allein er zögerte doch, das erste Buch seines Sohnes zur Hand zu nehmen. Zu lange und zu tief hatten ihn die dichterischen Neigungen, die das Lebensunglück Jakob Sturms zu sein schienen, gekränkt. Frau Elisabeth aber nahm das Werk mit mütterlicher Zärtlichkeit wie ein Heiligtum auf ihren Schoß, ihre Hände glitten mit einer Liebföjung darüber, die braunen Augen,

gern in den Neben arbeiten, damit ich dir und meinen Buben allen, wenn sie in das Vaterhaus treten, den selbstgepflanzten Wein zum Willkomm anbieten kann.“

So sprach die Frau, die nach alemannischer Volksart ihre erwachsenen Söhne noch „Buben“ nennt, und zum Dank gegen das Geschick fielen ihre Tränen auf den Erstling des Schriftstellers.

Schriftsteller! Ist das wenig, ist das viel? Wohl nicht so viel, wie einst frommer Jugendliebe darin sehen wollte. Im deutschen Sprachbereich laufen jahraus, jahrein über zehntausend Federn, bereitet ein Heer von Männern und Frauen mit gespannten Nerven Schrifttum der Gegenwart. Jeder und jede bittet um ein wenig Erfolg und um das tägliche Brot. Was soll da der einzelne Name? Jakob Sturm

fühlt, daß die Welt recht wenig verloren hätte, wenn er nicht in Reih' und Glied der großen Legion fochte. Ihr Dienst ist hart, und keiner weiß, wie lange ihn sein Talent trägt. Selbst im Erfolg liegen Gefahren. Und durch sein gesteigertes Phantasieleben bleibt der Dichter stets eine etwas schwankende Gestalt, die das Schicksal härter als andere anzugreifen liebt. Darum soll nur Schriftsteller werden, wer es aus innerster Not werden muß, wer für seine Kunst hungern und zu Grunde gehen kann. Wohl hat die Schriftstellerei hohe, herrliche Stunden wie kaum ein anderer Beruf. In der stillen Arbeit wird sich der Erzähler manchmal selbst zum Geheimnis. In der ödesten Wildnis, die nur je eines Menschen Fuß betreten hat, ahnt er darstellenswerte Geschehnisse, in seine Klause schwebt ein Reigen geisterhafter Gestalten und bittet und bettelt: „Gib uns Blut, Leben und eine Seele!“ Woher die strömende Kraft, die drängende Fülle der Bilder? Er fühlt sich unter ihnen mächtig wie der Zauberer Faust und überglänzt von der Schöpfergewalt dessen, der Himmel und Erde erschaffen hat. Wenn aber endlich sein vollendetes Buch daliegt, so spricht der Schriftsteller nicht: „Siehe, es ist alles gut,“ denn die Schriftstellerei ist keine Mathematik, Wollen und Können gehen nicht ohne Rest ineinander auf, und wegen dieses quälenden Restes, den niemand tiefer als der Schriftsteller selber empfindet, behält vor seinem inneren Auge nur das werdende und die heilige Hoffnung auf Besseres recht.

So hat er leicht bescheiden bleiben und den Spruch Salomos zu beherzigen: „Es ist alles eitel!“

Solange wir aber nicht so weise wie der große Lebenskenner der Psalmen sind, schätzen wir die Güter der Welt nach den Schmerzen, mit denen wir sie errungen haben. Darum freut sich Jakob Sturm, der den leidensreichen langen Weg vom drolligen Joggeli zum Vierziger zurückgelegt hat, seines Berufes, und er überdenkt sein Leben mit der frommen Erwägung, daß Unendliches im Endlichen walte.

Die Schriftstellerei hat ihm die Auslösung aus unendlich drangvoller Werbezeit gebracht, mancherlei Lebensquittungen, die er nicht suchte, gingen ihm über seinen Büchern zu, Lehrer, die er gekränkt oder die ihn nicht verstanden hatten, wurden teilnehmende Freunde, Gespielen der jungen Jahre erinnerten sich seiner und freuten sich neidlos, daß ihm doch ein freundliches Los gefallen war, und er fühlt selbst, wie

die rauhen Hände, die ihn in der Jugend manchmal schüttelten und rüttelten, notwendig waren, um ihn für das Leben zu rüsten. Er segnet auch sie. Das große Ethos des Lebens ist ja der Schmerz. Und das letzte Ziel des Lebens? — Römisch, Griechisch? — Ansehen und Ehre? Nein, der Friede im Herzen, wie schon die Großmutter, die Bäuerin, sagte, Gottes Friede. —

Im bewegten Dasein eines Schriftstellers findet Jakob Sturm den Frieden am ehesten auf der Stätte der Kindheit. Doch ist es die alte Heimat nicht mehr. Fremde Menschen wohnen unter dem Dach, das seine Bubenträume behütete, die Krug, das silberne Fläschchen, strömt halbverloren zwischen hohen Dämmen, die nach der Geometrie der Technik gebaut sind, die Überschwemmungen, das schönste Schauspiel aus Jakob Sturms Jugend, entzücken kein Knabenherz mehr. Die Pläne des Vaters Sturm und anderer Männer, die das Tal durch eine großartige Verbauung aus dem drohenden Untergang retten wollten, fanden die Unterstützung des Landes, ein wohlthätiges Werk des Gemeinnes hat die Krug gebändigt. Die Poesie aber flüchtete sich davor, es braucht fast die Phantasie eines Dichters, um sich vorzustellen, wie schön das Gelände einmal gewesen ist. Zur Seite des Vaterhauses jedoch stehen der Baum Joggelis und der Baum Heinrichs. Lieber Bruder, wenn du sehen könntest, wie die Nußruten mächtig geworden sind und Früchte tragen. Auch der Garten Friedlis mit dem hüpfenden Springbrunnen blüht in unversehrter Pracht. Und traumvoll blickt das Lschuppentännlein, die Aussichtswarte, wie ehemals über das Land.

Unter den vielen neuen und fremden Menschen, die das Dorf Krug bevölkern, ragt wie die letzte Säule eines untergegangenen Geschlechtes der alte, starke Christoph Sturm, der mit seinem heißen Herzen, seiner mächtigen Kraft, seiner weiten Erfahrung jeder Stellung, die das Land zu vergeben hat, ehrenvoll hätte vorstehen können. Es rief ihn nicht, die Heimat aber trägt die Spuren seines gemeinnützigen Wirkens. Der Schriftstellerei seines Ältesten wandte er sich bald mit freundlicher Teilnahme zu. Die Neugier überwältigte den leisen Groll, den er gegen sie genährt hatte, erst heimlich, dann offen vertiefte er sich in die Bücher. Und ein Freudenstrahl brach aus seinen blauen leuchtenden Augen: „Sie gefallen auch mir, sie sind gesund und zeugen von Lebensverstand. Ich bin nur überrascht, wie du ihn dir erworben hast!“ Das



Maien im Maiental (Sustenpaß).

war sein ganzes Lob, dabei spielte aber ein unendlich gemütliches Lächeln, in dem eine Menge alter Schmerzen untergingen, durch seinen großen, weißen Bart. Es fiel ihm um so leichter, sich mit der Tatsache zu veröhnen, daß wider seinen Willen ein Schriftsteller unter seine Sprossen geraten war, als ihm in seinem lieben Beruf, der Mechanik, andere Söhne mit wackerem Sinne nachgefolgt sind, darunter Emil Sturm, der Direktor, und weil er bemerkte, daß bei der Schriftstellerei ein wenn auch schweres, doch ebenso ehrliches Stück Brot wie bei der Mechanik zu verdienen ist. Besonders aber mochte seinem Mannesstolz die Wahrnehmung wohlthun, daß in den Werken des Sohnes insgeheim sein eigenes starkes Wesen lebt, denn Jakob Sturm zeichnet mit Vorliebe Männergestalten, die das eigene Schicksal kraftvoll schmieden und zugleich heißen Gemütes für das Wohl einer Gesamtheit streiten. So ist der Vater nun den Büchern des Sohnes mit dem milden Feuer seines Alters zugetan. Es fließt aber auch Mutterblut in den Werken Jakob Sturms, die Seele der einfachen, tapferen, gütigen Frau

Elisabeth webt in den hohen, liebevollen Frauengestalten, die der Schriftsteller gerne entwirft, und wenn er in das Haus der Eltern tritt, wenn er mit ihnen den köstlichen würzigen Rotwein trinkt, den eine liebe, noch jugendliche Schwester kredenzt, fühlt er wohl, wie daraus Vater- und Muttersegen strömt.

In wallenden Stößen spürt es Jakob Sturm, daß Jugend und Liebe und Heimat ihm doch das Beste gegeben haben, was die Welt an ihn verleihen konnte, das Unbeschreibliche, so spinnwebfein wie das Fluten des grünen Haars, so geheimnisreich wie die Lieder der Großmutter, so licht wie der Glanz auf Libellenflügeln und so verheißungsvoll wie das erste Sichzueinanderneigen zweier Kinderseelen.

Wenn er durch die Felder und Wälder der Heimat streift, gesellt sich oft eine stille Halberborgene an seine Seite, ein Mädchen mit dunkeln Augen, mit Grübchen in den Wangen, und die Gestalt, die leichten, anmutigen Gangs neben ihm schwebt, flüstert: „O laß mich noch einmal mit dir durch die Sonne wandeln. Siehe, ich bin eine junge Seele, die nicht gern gestorben

ist, mein Name auf dem weißen Stein unter den Linden von Nebelfingen ist erloschen, mein Mütterlein tot, nur wenige Menschen denken noch daran, daß ich einmal in der schönen Heimat gelebt habe. Und das Verlassen- und Vergessenheit tut weh. Darum gib mir noch ein wenig Leben. Du weißt ja, daß ich stets fromm an dich geglaubt habe und daß ich dir eine treue Freundin war."

Mit lächelndem Flehmündchen bittet das ernste, schöne Kind.

"Ja, komm, Friedli, freundliche Begleiterin meiner Jugend, die mich wie eine barmherzige Samariterin im Schneesturm begrüßt hat. Solange mir durch die Heimat zu wandeln verlihen ist, sollst auch du mit mir wandeln!"

O Heimat, o Jugend, o Liebe!

E n d e.

An die Berge.

Felsen in den Lüften oben,
Freut euch, daß ihr hoch erhoben
Ueber dieser Erde steht;
Daß vom lärmenden Getöse
Dieser nicht'gen Weltengröße
Raum ein Nachhall zu euch weht.

Fremd der Welt und ihren Mühen,
Ragt ihr auf in reinem Glühen,
Wann schon Nacht das Tal verhüllt.
Noch ist uns das Licht verborgen,
Da der Sonne Glanz am Morgen
Eurer Rosen Kelch erfüllt.

Stumm von Ewigkeit getürmte
Gletscherriesen, schneeumstürmte,
Hoch zum Aether ragt ihr hin.
Eure Gipfel ruhn im Blauen,
Wann zu Füßen euch die grauen,
Dunkeln Wetterwolken ziehn.

Martin Greif.

Wie liest man die Wetterkarte?

Von Jacob Heß-Albrecht, Wetterdienstbeamter.

Wäre das Wetterkartenlesen so kinderleicht wie Buchstabenentziffern und sicher wie das Einmaleins, dann müßten sich keine Wissenschaftler mit Fehlprognosen das Leben verärgern. Unendlich veränderlich sind die Formen, in denen sich auf den Wetterkarten die Wetterlagen widerspiegeln. Wir müssen uns hier damit begnügen, an Hand von typischen Kartenbildern hauptsächlichste Wettercharaktere und ihren Wandel nachzuweisen.

Uns Rechbögel hat das böse Schicksal just in Breitengrade verpflanzt, wo das Wetter so launisch als möglich sich ändert und allerdings gerade deswegen allgemeine Anteilnahme der davon Betroffenen verursacht. Die warmen Luftmassen des Passatgürtels, wo ein gleichmäßiger Tagesverlauf des Wetters die gute Regel bedeutet, stoßen bei uns zusammen mit den Kaltluftstrandmassen der Nordpolarkappe. Dieser Zusammenprall, verbunden mit dem durch die Erdumdrehung bedingten Rechtsabweichen der Winde auf der Nordhalbkugel, ist die Ursache der Tiefdruckwirbel. Sie bilden sich auf der Südseite der Polarluftleinbrüche und

gliedern sich in eine Reihe von „Tief's“, die als „Wirbelfamilien“ einander in durchschnittlich 5½ Tagen ablösen und die Erde von West nach Ost umkreisen (siehe Figur 5). Ihr Wandern bestimmt zur Hauptsache den Gang unseres Wetters, im Verein mit den Zonen absinkender Luft, den Hochdruckgebieten der Wetterkarte. Ein paar Beispiele mögen dies erläutern.

K ä r t c h e n N r. I, S c h ö n w e t t e r t y p u s. Wir sehen in Kärtchen Nr. I ein Hochdruckgebiet den Erdteil überlagern, dessen Mittelpunkt über Südschweden liegt. Bescheidene Tief's sind nur westlich von Island und überm Mittelmeer zu erkennen. Hochdruckgebiete sind nun aber Stellen mit allgemein absinkender Luft. Weil diese Luft im Absinken sich verdichtet und erwärmt, werden in ihr etwa noch vorhandenen gewesene Reste von Wolken zu Wasserdampf aufgelöst. Daher das klare, sonnige Wetter im ganzen engern Hochdruckbereiche. Wie aus den Windpfeilen des Kärtchens ersichtlich, fließt aus dem schweren Mittelpunkte die Luft auseinander wie ein noch weicher Teigladen. Dieses träge Auseinanderfließen am Boden be-